Ein Mann mit einem Janus-Gesicht:

vieldeutig, widersprüchlich und interessant; ein Freund der Polysemien und Ambivalenzen, der Zwischentöne und geheimen Verweise; ein Schriftsteller, der den schwebenden Segeln mehr als den Planken vertraut. Auf der anderen Seite: kämpferische Entschlossenheit, parteiliches Bekenntnis und politische Konfession ohne Wenn und Aber.
Ein Mann in seinem Widerspruch, Stephan Hermlin: Großbürger und Kommunist, Anwalt der Internationale und deutscher Patriot, eingeschworen auf Majakowski und von Thomas Mann fasziniert; den Gegner hassend und sich mit dem gleichen Gegner, im Zeichen Mozarts, versöhnend; den Klassenkampf verteidigend – und den guten Stil erst recht.
Hermlin weiß um die Notwendigkeit roter Agitation in finsterer Zeit, aber er weiß auch um die Schönheit von Sonett und Stanze und hat sich zeitlebens geweigert, das eine, im Sinne eines rüden Entweder-Oder, gegen das andere auszuspielen. Hüben die kommunistische Losung und drüben ein scheinbar nur sich selbst genügender Vers Paul Valérys – und in der Mitte, Balancen zwischen dem Notwendigen und dem Überflüssigen (in Wahrheit aber nicht minder Notwendigen) herstellend: der Poet Stephan Hermlin.
Kein Freund, der schrillen Töne, dieser junge alte Mann; sobald er laut wird (selten genug), verliert er an Sicherheit und poetischer Orientierung; das „so ist es“ Josef Stalins paßt, auch wenn er es, höchst passager, preist, nicht zu ihm. Hermlins Stärke ist seine Sanftmut: die Fähigkeit, Personen, die er liebt, langsam und behutsam zu umkreisen. Auf diese Weise gibt Hölderlin, in Scardanellis Maske, seine Geheimnisse preis, kommt Hanns Eisler zu sich selbst (auch er janusgesichtig mit der Tristan-Partitur auf dem Sterbebett), gewinnt der *andere* Thomas Mann, der traurige und melancholische, aller Geschäftigkeit überdrüssige Greis, Plastizität:

„Und Sie, Herr H.“, sagte er verbindlich, und seine müden, alten Augen waren dicht vor mir. „was arbeiten Sie jetzt?“ Ich wurde sehr verlegen, die Frage schien mir… absurd, ich stotterte, ich sagte schließlich: „Nichts Besonderes…“ und verstummte… Thomas Mann schüttelte langsam, mich unverwandt ansehend, den Kopf, während er mit Nachdruck „ts, ts, ts“ machte. „Sehr schade“, sagte er schließlich leise, vertraulich, dicht an meinem Ohr, „nichts Besonderes sagen Sie… Wissen Sie, im Grunde genommen, geht es mir genau so.“

Eine Pointe: das Bonmot des Achtzigjährigen an seinem Geburtstag, gerichtet an die Adresse des gratulierenden Hermlin – und zugleich weit mehr als eine Pointe. Wo andere Autoren Punktuelles hervorheben, stellt Hermlin, von weither kommend und weithin ausfahrend, Verbindungen her: Verbindungen zwischen dem alten Mann, der die Shakespeare-Sentenz liebte, *and my ending is despair*, und dem noch jungen Autor, der „von drüben“ nach Zürich kam, ein Kommunist, der, wie sein Gesprächspartner, von Skrupeln und Krisen, dem In-Spuren-Gehen, *die alten Meister immer voran*, und dem Frondienst im Bannkreis einer Poesie wußte, die für die beiden Großbürger, den ein wenig laxen und den entschiedenen Antifaschisten, nur in gut und schlecht, aufklärerisch oder reaktionär, aber nicht in proletarisch oder bürgerlich zerteilt werden konnte.
Und doch, welch ein Unterschied zwischen den Exilierten, dem Spanienkämpfer und dem Kaiser der Emigration! Während Thomas Mann es am liebsten mit den Glückskindern hielt, dem doppelt gesegneten Joseph oder den beschützten Alten, Goethe und Tolstoi, hat Hermlin ein Leben lang den Erniedrigten und Beleidigten, Mühseligen und Beladenen die

Treue gehalten, den Opfern von Auschwitz und Lidice, von Leningrad und Buchenwald – ihnen und ihresgleichen unter den Schriftstellern, dem Emigranten, Rebellen und Juden Heinrich Heine, dem Jakobiner Hölderlin im Tübinger Turm oder jenem Schriftsteller aus Prag, dem Hermlin Respekt zollte, zu einer Zeit, als Shdanow noch die literarische Szene beherrschte und ein Bekenntnis zum Autor des *Prozesses* den Schreibenden zu einem Anwalt der décadence werden ließ (für St. H. eher Ehrentitel als Schimpfwort):

In der Dämmerung des großen Zuchthauses Welt lauschte der Gefangene Franz Kafka auf die Klopfzeichen, die durch die Wände zu ihm drangen. Er lauschte auf ihre verwirrende Fülle.

Er lauschte auf ihre verwirrende Fülle: Dieser Satz gilt auch für einen Poeten, der, alleweil zwischen den Fronten, mit Großmut, Toleranz und Emphase die Armen gegen die Reichen, die Besiegten gegen die Sieger und die Schreibenden drüben, die Bürger und noblen Konservativen mit dem eleganten Stil, also die Leute vom Schlage Chateaubriands, höher geschätzt hat als die Opportunisten, Zensoren und Zuchtmeister in den eigenen Reihen.
Ein Revolutionär, der Poet ist, zeigt Stephan Hermlin, tut gut daran, sanft zu sein, leise Worte zu wählen, eher altvorderlich als modisch zu argumentieren und lieber Worte wie „Heimat“, „Lied“ und „Gesang“ formulierend, mit Fritz Hölderlin als mit den kecken Neutönern in die Arena zu treten – weit voraus allen alerten Fahnenschwingern, die, um nur an der Spitze zu sein, die Worte nach Belieben wechseln, und die Fahnen auch.
Hermlin hingegen, auf seiten derer, die im Dunkel sind und nicht im Licht, hat es immer mit der römischen Sentenz gehalten, um der ihm eigenen sehr strengen Würde willen: *victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.*

Walter Jens, Sinn und Form, Heft 2, März/April 1990